

# Die Toten Hosen

Am Anfang war der Lärm

Bearbeitet von  
Philipp Oehmke

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 384 S. Paperback

ISBN 978 3 499 63003 3

Format (B x L): 12,5 x 19 cm

schnell und portofrei erhältlich bei

  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

**Philipp Oehmke**

# Die Toten Hosen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

**DIE  
TOTEN  
HOSEN**

**AM  
ANFANG  
WAR DER**

**LÄRM**

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, Dezember 2015 Copyright © 2014  
by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg Gestaltung Bildteil Dirk Rudolph Innentypografie  
und Herstellung Daniel Sauthoff Satz Newzald PostScript (InDesign) bei Pinkuin Satz und Datentechnik,  
Berlin Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany ISBN 978 3 499 63003 3

# Inhalt

<b>Der Anruf</b>	7
<b>Vorgärten</b>	37
<b>Schwerstarbeit</b>	87
<b>Düsseldorf</b>	119
<b>Ehemaligentreff</b>	159
<b>Gründerzeit</b>	177
<b>1000</b>	213
<b>Wendepunkte</b>	243
<b>Blaue Stunde</b>	281
<b>Grenzbereich</b>	313
<b>Endspiel</b>	359



**DER**

**ÄNRUF**

**ANDI:** Da schluckst du, klar. An dem Morgen, an dem ich gesehen habe, dass Volker Kauder von der CDU «Tage wie diese» singt, fand ich das natürlich nicht toll. So was will man nicht.

**KUDEL:** Ich versuche, diesen Gedanken von mir zu schieben, dass mich das nervt. Aber irgendwie nervt es mich doch. Mir wäre es lieber gewesen, wenn die CDU das nicht gespielt hätte, und die anderen Parteien auch nicht, klar. Du guckst in einen hässlichen Spiegel.

**CAMPINO:** Im Grunde ist doch nichts weiter passiert, außer dass wir ein Liedchen hatten, das sich verselbständigt hat. Das von den Leuten geliebt wurde, scheißegal ob das von den Toten Hosen war oder nicht. Und die CDU weiß doch, wo wir stehen. Das Gegenfeuer, das konnten sie ja schon spüren, sonst hätte die Merkel auch nicht bei mir angerufen und sich entschuldigt.



**BREIT:** Aber es hätte ja gereicht, wenn die Sekretärin anruft. Ich stelle mir vor, die Merkel hat einen ziemlich vollen Terminkalender und möglicherweise echt wichtige Sachen zu tun. Und dann ein Telefontermin mit Campino von den Toten Hosen: Der passt dann da noch rein?

**VOM:** Who's Volker Cow-da?



**A**m Abend des 22. September 2013, Deutschland hatte gerade eine neue Regierung gewählt, bekamen die Toten Hosen um zehn Minuten nach neun ein Problem.

Die Christlich Demokratische Union, kurz: die CDU, hatte an diesem Tag einen triumphalen Wahlsieg eingefahren und Kanzlerin Angela Merkel mit 41,5 Prozent der Wählerstimmen die absolute Mehrheit nur knapp verpasst.

Aber das war natürlich nicht das Problem der Toten Hosen.

Das Problem bestieg um kurz nach neun die Bühne des Berliner Konrad-Adenauer-Hauses, der Zentrale der CDU, wo die Partei eine Wahlparty veranstaltete. Man war ausgelassen, die Kanzlerin simulierte auf der Bühne ein paar wiegende Tanzschritte und schlug mit weit ausholenden Bewegungen immer wieder die Hände zusammen. Neben ihr stand Ursula von der Leyen, der Generalsekretär Hermann Gröhe sprang um sie herum, selbst Heiner Geißler war wie ein Gespenst aus den Achtzigern kurz auf der Bühne aufgetaucht.

«Morgen wird wieder gearbeitet», hatte die Botschaft von Merkels Siegesansprache vorsorglich gelautet, aber nun drohte ihr der Abend doch zu entgleiten. Schon während ihrer Rede hatte Hermann Gröhe hinter ihrem Rücken Grimassen geschnitten, sodass sie sich ein paar mal umdrehen und ihn taxieren musste. Gröhe hatte sich danach eine kleine Deutschlandfahne besorgt, er wollte mit ihr, Besoffski-Grinsen im Gesicht, das Fähnchen schwenkend, über die Bühne schreiten, aber sie nahm ihm die Fahne weg.

Dann kam Volker Kauder, der Unions-Fraktionsvorsitzende. Oje, er hatte es geschafft, sich irgendwo ein Mikrofon zu besorgen. Eine Tanzkapelle spielte die ersten Takte eines Liedes an. Merkel erkannte

das Lied nicht, später erfuhr sie, dass es «Tage wie diese» hieß und von den Toten Hosen war. Kauder hob das Mikrophon Richtung Mund, begann zu singen. Die Bundeskanzlerin guckte ihren Fraktionschef interessiert bis irritiert von der Seite an – konnte das gut enden, was der da veranstaltete? – und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

Die *Tagesthemen* hatten an jenem Abend 5,9 Millionen Zuschauer. Gut eine Stunde später sahen diese Menschen, wie die CDU zur Musik der Toten Hosen feierte. Ein Land im Unionstaumel. Es war beinahe wie vor dreißig Jahren, 1983, als die Toten Hosen gerade ihr erstes Album *Opel-Gang* veröffentlicht hatten und die Deutschen Helmut Kohl mit 48,8 Prozent zum Kanzler wählten. Die Toten Hosen sangen damals Lieder wie «Hofgarten» mit Zeilen wie «Ficken, Bumsen, Blasen / alles auf dem Rasen», und niemand spielte sie auf irgendwelchen Wahlfeiern. Stolz, ganz bewusst standen sie außerhalb des gesellschaftlichen Konsenses und fühlten sich dort wohl.

Am Tag nach der Septemberwahl 2013 war der Kauder-Clip überall im Internet. Die Kommentare, die er hervorrief, richteten sich gegen Kauder, gegen die CDU, aber auch gegen die Toten Hosen. Sie, die ehemaligen Punkrocker, hätten sich endgültig verraten: ein neuer Beweis für einen alten Vorwurf.

Natürlich hätte jeder wissen können, dass die Toten Hosen das nicht gewollt hatten. Im Gegenteil, schon in den Wochen vor der Wahl war das Lied immer wieder auf Wahlkampfveranstaltungen sowohl der CDU als auch der SPD zu hören gewesen. Die Band hatte sich öffentlich dagegen gewehrt und doch nicht verhindern können, dass Menschen das Lied zu allen möglichen Anlässen spielten. Jetzt, nach dreißig Jahren, landeten sie einen Hit wie nie zuvor; «Tage wie diese» hatte sich, nachdem es im März 2012, also schon anderthalb Jahre vor der Bundestagswahl, erschienen war, 800000-mal verkauft und stand fünf Wochen auf Platz eins der Hitparaden. Das Lied lief in Fußballstadien, in Bierzelten, auf Hochzeiten, Beerdigungen und auf Radiosendern, die die Toten Hosen bislang ignoriert hatten.

Schon im Sommer 2012, während der Fußball-Europameisterschaft, hatte sich Oliver Bierhoff, Teammanager des deutschen Nationalteams, aus der Ukraine bei Campino gemeldet. Ob die Toten Hosen sich vorstellen könnten, im Falle eines Finaleinzugs (daraus wurde nichts) die Mannschaft im EM-Quartier in der Ukraine zu besuchen und «Tage wie diese» am Abend zuvor zur Motivation der Spieler live vorzutragen?

Campino schrieb an seinem fünfzigsten Geburtstag in sein Tagebuch: «Das darf nicht wahr sein: An Tagen wie diesen halte ich zum ersten Mal zum deutschen Team. Eine erstaunliche Erfahrung. Aber überall singen die Leute dieses Lied. Was sollte ich dagegen haben?»

Nichts! Oder doch? Allerdings implizierte die Frage, dass man durchaus etwas dagegen haben konnte.

Campino, Andi, Breiti und Kuddel (Vom, dem englischen Schlagzeuger, war es ein bisschen egal) wollten nichts dagegen haben. Sie wollten nicht verkrampfen, nicht jetzt, nicht im Jahr ihres größten Triumphes. Sie glaubten schließlich, dass sie sich erfolgreich therapiert hatten von jener Ruhm- und Erfolgsverspannung, mit der sie jahrzehntelang gekämpft hatten. Punkrock, so hatte es Campino einmal ausgedrückt, hatte für vieles Rezepte, nur für eines nicht, für den Umgang mit Erfolg, Reichtum und Ruhm.

Verkrampft, hat Breiti einmal erklärt, seien sie oft genug gewesen. Im Laufe von zwanzig Jahren, seit den frühen Neunzigern, hatten sie lernen müssen, mit ihrem Erfolg und ihrer Rolle als Rockstars, mit *Wetten-dass..?*-Auftritten, Goldenen Schallplatten und Echoverleihungen klarzukommen, weshalb sie der Union nun nicht die Genugtuung gönnen wollten, sie auch nur für eine Millisekunde aus dem Gleichgewicht zu bringen. Und so war die Band wieder in einem Dilemma gefangen, das sie schon kannte. Sie meinte, es überwunden zu haben. Die Toten Hosen versuchten, den Vorfall zu vergessen.

\* \* \*

Drei Tage nach der Bundestagswahl, an einem Mittwochmittag, klingelte im Büro der Band das Telefon. Die Toten Hosen führen ihren eigenen Laden, Jochens Kleine Plattenfirma, genannt JKP, er liegt auf einem Industriebhof im Düsseldorfer Stadtteil Flingern. Eine Sekretärin der Bundeskanzlerin war am Telefon. Frau Dr. Angela Merkel, sagte die Stimme aus dem Kanzleramt, wolle bitte den Herrn Campino sprechen. Ob der da sei.

Ratlosigkeit.

Die *Titanic*?

Vielleicht will sie einen Plattenvertrag, mutmaßte die Assistentin Dani Wigbels, die den Anruf entgegengenommen hatte.

Keiner dachte an den Kauder-Vorfall.

JKP-Geschäftsführer Patrick Orth informierte den Manager Jochen Hülde, der wieder Campino anrief und Campino kurz darauf die anderen Bandmitglieder. Die Maschine der Toten Hosen hatte sich in Bewegung gesetzt.

Keiner war begeistert.

Angela Merkel bekam Campinos Nummer erst einmal nicht.

Die Toten Hosen wären nicht die Toten Hosen, wenn sie nicht zunächst diskutieren, abwägen, erörtern, beraten, streiten würden. Das machen sie seit dreißig Jahren so. Und auch in diesem Fall. Nicht alle waren dafür, dass die Kanzlerin einfach bei einem von ihnen anrief.

Im internen Gefüge verstehen sich die Toten Hosen als demokratische Institution. Jeder hat eine Stimme, jeder wird gehört, jeder kann theoretisch ein Veto einlegen, und dann wird meistens so lange diskutiert, bis Campino sich durchsetzt. Der Produzent der Toten Hosen, Vincent Sorg, der bei den Aufnahmen im Studio viele Entscheidungsfindungen der Band miterlebt hat, nannte es einmal so: «Die Toten Hosen sind die bestfunktionierende Scheindemokratie der Welt.»

Und Campino sagte jetzt: «Wenn die Kanzlerin mich sprechen will, höre ich mir das an und lasse mich nicht verleugnen.»

Am nächsten Tag klingelte Campinos Mobiltelefon. Donnerstag, vier Tage nach der Bundestagswahl. Angela Merkel hatte da zwar noch keine Idee für eine Koalition – Sondierung mit den Grünen, Gespräche mit den Sozialdemokraten, man kann ja alles noch sehen –, aber erst mal mit Campino reden. Der war auf dem Weg ins Düsseldorfer Stadion, wo er einen Spot zur Prävention von Rückenmarksverletzungen drehen sollte. Es ging ihm nicht gut. Er hatte ein dickes Knie, angeschwollen wie ein Luftballon, Meniskusriss links. Beide Achillessehnen waren angerissen. Die Konzerte der letzten Wochen – Konstanz, Baden-Baden, Mannheim – hatte er nur unter Qualen durchgestanden. Schmerzmittel. Physiotherapie. Aquajogging bis nachts um halb vier im Hotel.

«Büro der Bundeskanzlerin, einen Moment, ich verbinde.»

Campino, der seit drei Jahrzehnten sein Leben in kleinen schwarzen Tagebüchern festhält, notierte später den Verlauf des Telefonats.

Angela Merkel sagte: «Lieber Herr Campino, ich rufe an, weil wir ja am Wahlabend so auf Ihrem Lied herumgetrampelt sind. Keine Angst, es soll nicht die nächste CDU-Hymne werden. Aber Sie haben da so ein schönes Lied geschrieben.»

Campino hatte befürchtet, dass es um «Tage wie diese» gehen würde.

Merkel fuhr fort: «Bei den Wahlkampfveranstaltungen haben wir es ja dann nicht mehr gespielt, nach Ihrem Einspruch. Aber generell, bei Siegesfeiern, hatten Sie gesagt, Sie hätten nichts dagegen.»

Campino erklärte der Kanzlerin, der Gesangsvortrag sei wirklich bescheiden gewesen, aber niemand sei länger beleidigt. Er gratulierte ihr zum Wahlsieg, anstandshalber.

Aber Angela Merkel war noch nicht fertig.

«Ihre Fans waren so sauer, das ist auf Ihrer Facebook-Seite ja richtig explodiert.» Es ist erstaunlich, was eine Bundeskanzlerin alles mitbekommt. «Und ja», so Merkel weiter, «das war eine tolle Wahl. Besonders freue ich mich über den Erfolg unter den Jungwählern!»

Jungwähler, so stellte man es sich wohl bei ihr im Kanzleramt vor, das müssen Tote-Hosen-Fans sein. Und wenn man es sich mit dem Herrn Campino, den Toten Hosen und deren Fans verdirbt, dann verdirbt man es sich womöglich auch mit den Jungwählern.

War das die Rechnung, die man im Kanzleramt aufgemacht hatte? Oder wollte Angela Merkel dem Sänger der Toten Hosen tatsächlich nur ausrichten, dass er ein sehr schönes Lied geschrieben habe?

Am Handy blieb ein konsternierter Campino zurück. «Es war ein Gemisch aus Staunen und Entsetzen. Entsetzt, dass die nichts anderes zu tun hatte, als mich anzurufen. Gerührt, dass sie auf eine humorvolle Art, locker, sich da so erklärt.»

Es war nicht das erste Gespräch zwischen dem Tote-Hosen-Sänger und der Bundeskanzlerin. Fast zwanzig Jahre zuvor, im Januar 1994, als Merkel im Kabinett Kohl noch Frauen- und Jugendministerin war, bevor sie im selben Jahr zur Umweltministerin avancierte, hatte der *Spiegel* den seinerzeit noch berufsjugendlichen Campino zu Merkel geschickt, damit er sie über die Jugend befrage und alles, was damit zusammenhing. Für Campino bedeutete das in dieser Zeit vor allem Alkohol, Suff und Exzess. Danach befragte er sie, und Merkel berichtete von dem ausschweifendsten Moment ihres Lebens, der Abiturfeier.

Beim Telefonat hatte Merkel gleich im ersten Satz an das Interview von damals angeknüpft. «Erinnern Sie sich noch an unser schönes Interview?» Campino erinnerte sich, aber, nein, das war kein schönes Interview gewesen, jedenfalls nicht für Merkel. Liest man es heute, erkennt man, wie sehr sich das Land verändert hat. Natürlich würde sich die Bundeskanzlerin heute nicht mehr über den Schwips auf ihrer Abiturfeier ausfragen lassen, natürlich wäre Campino heute zu höflich, sie wegen ihrer mangelnden Rauscherfahrung zu verhöhnen, aber vor allem würden eine Regierungschefin und ein Rocksänger heute nicht mehr als Vertreter zweier völlig unterschiedlicher Planeten erscheinen.



Willkommen in einem neuen Deutschland. In diesem Deutschland kommt es vor, dass selbst ein CDU-Fraktionsvorsitzender einen Toten-Hosen-Hit zum Besten gibt und eine Kanzlerin am Telefon etwas von einem «schönen Lied» säuselt. Das ist so. Wir sollten uns damit abfinden. Und dieses neue Deutschland möchte bitte die Toten Hosen in seiner Mitte haben und zusammen mit ihnen «Tage wie diese» singen. Dagegen ist erst mal nichts einzuwenden. Kunst will gesehen, Lieder wollen gehört werden.

Doch das Projekt, das die Toten Hosen vor mehr als dreißig Jahren begründeten, baute auf Abgrenzung nicht nur dem bundesdeutschen Gesellschaftskonsens gegenüber, sondern auch weiten Teilen der Punkbewegung, deren Regeln sie nicht befolgten und deren Uniformität sie sich nicht unterwarfen:

Der Wille, absolut bescheuert auszusehen.

Der Altkleidersammlung- und Schlafanzughosen-Look.

Die Glorifizierung von Alkohol, Exzess und Zerstörung.

Die Faszination für Tradition und Brauchtum.

Und weil diese Widersprüchlichkeit den Toten Hosen mühelos und authentisch gelang, weil die Menschen ihnen glaubten, hat es die Band bis ganz nach oben getragen. Bloß – wie authentisch kann Abgrenzung dort noch sein? Wäre es glaubwürdiger, die neue Rolle in der Mitte der Gesellschaft anzunehmen, egal ob man sie jemals angestrebt hat oder nicht?

Mit diesem Spagat leben die Toten Hosen seit einiger Zeit, und wie kompliziert seine Auswirkungen sind, zeigt sich bei solchen Anlässen wie dem Anruf der Kanzlerin. Wie Campino, Andi, Breiti, Kuddel und Vom, inzwischen alle Anfang fünfzig, ihn hinbekommen, davon hängt ab, wohin es von dort oben aus für sie noch gehen kann. Oder ob er auf Dauer zu groß wird.

\* \* \*

Keine drei Wochen nach dem Merkel-Anruf spielten die Toten Hosen die beiden Abschlusskonzerte ihrer «Der Krach der Republik»-Tournee, die sie anderthalb Jahre zuvor mit kleinen Wohnzimmerauftritten bei Fans begonnen hatten. Dann kam Rock am Ring, kamen immer größere Hallen und schließlich eigene Open-Air-Festivals mit 25 000 oder auch 50 000 Zuschauern pro Abend. Der Abschluss fand im Düsseldorfener Fußballstadion statt. Der Manager der Toten Hosen, Jochen Hühler, hatte am Spätnachmittag einen VW-Bus geschickt, der mich bis in den Bauch des Stadions hineinfuhr.

Ein Security-Mann der Toten Hosen, ein Mitglied der Rockergang Black Devils, geleitete mich durch die Katakomben. Es fielen einem die Rolling Stones ein, die 1969 bei einem Konzert in Altamont die Hells Angels als Sicherheitsdienst angestellt hatten, was jedoch schiefging, als ein Angel einen schwarzen Stones-Fan erstach. Aber anders als die Hells Angels gehören die Black Devils, soweit ich verstanden hatte, zu den guten-bösen Rockerclubs. Die Toten Hosen arbeiten mit ihnen schon seit Jahrzehnten zusammen, und bis zu seinem Tod vor ein paar Jahren postierte sich vorne an der Bühne immer Manfred Meyer, ein Black Devil. Unzählige Male konnte ich beobachten, wie er mit größter Ruhe, geradezu Zuneigung das Chaos in den ersten Reihen sortierte.

Vor mehr als fünfundzwanzig Jahren, im Sommer 1988, hatte ich zum ersten Mal eine Show der Toten Hosen gesehen. Zusammengedrückt stand ich in einer der vorderen Reihen in einer kleinen Halle in Bonn, der klitschnasse Sänger sprang von der Bühne über meinen Kopf hinweg ins Publikum, die Halle war von einer Wucht ergriffen, als gäbe es kein Morgen mehr. All das löste ein großes Glück in mir aus. Der Schriftsteller Rainald Goetz hatte ein ähnliches Erlebnis schon zwei Jahre zuvor, 1986, in *Hirn* so beschrieben: «Da war doch alles, wonach man sich sehnt, Jugend, Power, ultimative Bühnenaktion, rasender Drive. Campino weiß, dass er derzeit der genialste Sänger Deutschlands ist, arbeitet bei jedem Auftritt an der Zementierung

und Verbreitung dieser Wahrheit und ist zugleich in Panik vor seinem eigenen Genie, das dafür sorgt, dass ihn jetzt schon Menschen meiner Sorte unsterblich finden.»

Was sind das bloß für Typen?, fragte ich mich damals. Anscheinend betrunken, lieferten sie einen unglaublichen Einsatz, sprangen, fielen, wälzten sich. Ständig sah es danach aus, als würde sich gleich einer verletzen. Trotzdem schafften sie es, ihre Lieder zu spielen. Die handelten davon, dass sie immer Punks bleiben wollten, auch wenn sie mal sechzig sein würden; dass man besser nichts Sinnvolles mit seinem Leben anstellen, sondern seine Zeit verschwenden sollte. Sie handelten von Pferdewetten, Straßenschlachten mit der Polizei und einem Schnaps, von dem ich noch nie gehört hatte, der Bommerlunder hieß und den man am besten zusammen mit einem Schinkenbrot genoss. Überhaupt waren Alkohol und Drogen ein starkes und wiederkehrendes Motiv in den kurzen Erzählungen der Liedtexte. Und die Bandmitglieder tranken auf der Bühne selbst ziemlich viel aus kleinen grünen Bierdosen. Sie kippten auch reichlich Bier in offene Münder im Publikum. Zwischen den Zugaben verschwanden die Musiker hinter der Bühne; erst später, als ich die Band kennenlernte, erfuhr ich, dass gelegentlich dort Speed auf sie wartete. Das war es, was dafür sorgte, dass die Typen nicht von der Bühne kippten.

Die Bandmitglieder trugen die merkwürdigste Kleidung, die man sich vorstellen konnte. Viel Viskose. Schlaghosen. Stars-and-Stripes-Hemden. Farben sollten sich, bitte schön, beißen. Es gab 1988 keine Moderichtung, die so etwas vorgesehen hatte.

Vor den Toten Hosen hatte an jenem Abend noch eine andere Band gespielt, die einen fast genauso bescheuerten Namen trug: Die Goldenen Zitronen. Deren Sänger nannte sich nicht Campino, sondern Schorsch Kamerun, und er und die anderen trugen die gleichen Klammotten aus der Altkleidersammlung.

Ich versuchte, das alles ironisch zu sehen, wusste aber nicht genau, wie. Ich war vierzehn. 1988 war Punk seit fast zehn Jahren vorbei.

Eigentlich hätte man sich fragen müssen, was man hier überhaupt machte. Sollte man nicht eher zu den Beastie Boys gehen, die gerade in New York den Punkrock zusammen mit Hip-Hop neu erfunden hatten? Oder wenigstens Public Enemy hören mit ihrem aggressiven politischen Rap oder eine der Bands vom SST-Label, die immerhin eine kalifornisch modernisierte Version von Punk anboten?

Aber das Geile war, schon 1982, im Gründungsjahr der Toten Hosen, war Punk im Grunde nicht mehr da. Man hätte also nicht mehr oder weniger verpasst, wäre man ein paar Jahre früher dort gewesen. Wir waren alle zusammen zu spät. Erst heute begreift man, dass es um eine solche Zeitgenossenschaft bei den Toten Hosen eben nie ging, der Band wohnte von Anfang etwas Größeres inne, etwas Wichtigeres als der Versuch, den richtigen Soundtrack zur richtigen Zeit zu machen. Damals, 1988 in Bonn, stand die Band unmittelbar vor ihrem Durchbruch. Heute bilde ich mir ein, man hätte das geahnt. Diese Show war so stimmig und kam mit einer dermaßen selbstverständlichen großen Geste daher, dass man damit eigentlich nur berühmt werden konnte.

Vier Alben hatten die Toten Hosen bis dahin veröffentlicht. Nur das letzte, eine Sammlung von Punkrockversionen deutscher Schlager, hatte es überhaupt in die Hitparaden geschafft, wenn auch nur auf Platz 47.

Ganz oben standen Mitte der achtziger Jahre Purple Schulz und Peter Maffay, BAP und Marius Müller-Westernhagen, aber das war selbst für einen Jungen in der beginnenden Pubertät schon eine Parallelwelt. Keinen meiner Freunde interessierte das.

Doch jeder kannte die Toten Hosen, zumindest schien es mir so. Ihr erstes Album hatte einen merkwürdigen Titel, *Opel-Gang*. Es war 1983 veröffentlicht worden, Punk war erlahmt, war verkniffen politisch geworden, verkrampt ambitioniert oder schlicht verstumpft – und hier kam Deutschlands erste richtige Punkplatte. Natürlich hatte es Vorläufer gegeben. Drei Jahre zuvor hatten Fehlfarben *Monarchie*

und *Alltag* herausgebracht, aber die Vorläufer (*Male*, *Mittagspause*, *Abwärts*) waren entweder ziemlich obskur oder, wie *Fehlfarben*, schon gar nicht mehr richtig Punk. Nun also: die erste richtige Punkplatte, die man auch als Vierzehnjähriger verstand. Sie hatte sich im besten Sinne so angehört wie Punk vor sechs Jahren in England. Sie hatte eine wahnsinnige Wucht. Bela B. von den Ärzten, der zeitweilig größten und erbittertsten Konkurrenz der Toten Hosen, erzählte mir einmal, er und sein Bandkollege Farin Urlaub hätten in ihrer gemeinsamen Wohnung in Berlin auf dem Boden gesessen, die von Bela frisch gekaufte *Opel-Gang* eingelegt und mit großem Respekt vernommen, was da in Düsseldorf produziert worden war.

Und die Band hatte Ideen. Ein Jahr später, 1984, erschien das zweite Album, *Unter falscher Flagge*. Es begann mit der Titelmelodie von *Spiel mir das Lied vom Tod*, und der damals in jedem Kinderzimmer bekannte Hörspielsprecher Hans Paetsch erzählte vor einem der Songs die Geschichte von den «halbtoten Hosen», die auf den Weltmeeren herumirrten – natürlich auf der Suche nach einer Schnapsinsel. Die Lieder hingen thematisch zusammen und waren (das weiß ich jedoch erst heute) musikalisch sauberer eingespielt. Wie auf *Opel-Gang* enthielt auch dieses Album mit «Liebesspieler» einen unvergessenen Hit.

*Damenwahl*, das dritte Album, wieder nur anderthalb Jahre später, im Sommer 1986. Jetzt klangen Die Toten Hosen erstmals etwas anders. Campino sang richtig, die Stücke waren ein bisschen langsamer, im Sound cleaner, und es gab abermals den einen unvergessenen Hit, «Wort zum Sonntag». Den Toten Hosen, das erfuhr ich erst jetzt von ihnen, hat am Ende *Damenwahl* nicht besonders gut gefallen, sie waren sogar unzufrieden, denn das Album wirkte ihnen zu glatt, zu produziert. Zu sehr wollten sie zeigen, was sie als Band alles draufhatten. Und Kuddel hat es sich bis heute nicht verziehen, dass er Campino damals zwingen wollte, endlich sauber zu singen.

Die Platte schließt mit einer Version des Karnevalsschlagers «Das

Altbierlied». Es ist, glaube ich, wirklich das Fürchterlichste, was die Toten Hosen je aufgenommen haben, aber damals lief es bei uns zu Hause, in meinem Zimmer, rauf und runter, und noch immer kann ich den Text auswendig.

Dann die Kurskorrektur, nur ein Jahr später, 1987, unter dem Pseudonym Die Roten Rosen. Es erschien die bisher härteste Platte der Band: Campinos Stimme ist wieder heiser und rau, der Sound kantig, schnell. Die Toten Hosen spielten Coverversionen von deutschen Schlagern aus den frühen Sechzigern. Wenn ich das heute schreibe, klingt es ein bisschen schrecklich, aber das war es nicht. Die Schlager waren gut, sie hatten unglaublich komische Texte, und die Toten Hosen zeigten, wie unreal, abstrus und sogar böse die Lieder sind, sobald sie nur ein wenig anders gespielt werden. Damals kannte ich nicht einen einzigen dieser Schlager, und die Interpretationen der Toten Hosen sind bis heute eigenständig und wunderbar. Es war wahrscheinlich die wichtigste Platte einer deutschen Band, die es bis dato gab, ein Schnellschuss, die Produktion kostete 5000 Mark, sie hatten dafür noch nicht einmal ihren Produzenten Jon Caffery ins Studio geholt.

Ein halbes Jahr nach dem Konzertbesuch in Bonn erschien «Hier kommt Alex», und wieder ein gutes Jahr später hatten sie mit *Auf dem Kreuzzug ins Glück* ihr erstes Nummer-1-Album. Viele meiner Freunde wandten sich von den Toten Hosen ab, die Zeit schien vorbei, wir tanzten zu WestBam, hörten Westküsten-Hip-Hop, manchmal lief sogar Grunge, und ab Mitte der Neunziger Britpop. Selbst Weggefährten wie die Goldenen Zitronen, die gerade noch als Vorband fungiert hatten, distanzierten sich von jener Musik, die zeitweise mit dem fast schon zum Schimpfbegriff verkommenen Wort «Fun-Punk» belegt wurde. Stattdessen begannen sie mit interessanter, hysterischer, künstlerisch-komplizierter Avantgardemusik, die toll, aber bis heute so gut wie unhörbar ist. Sie hätten keine Lust mehr, sagten die Goldenen Zitronen, Konzerte wie die Toten Hosen zu spielen, da kämen Bundeswehrsoldaten und Oberlippenbarträger, das sei Proll-Entertainment.

Die Toten Hosen machten weiter – und wurden ihr eigenes System. Überlegungen über Zeitströmungen, Bewegungen, Popkultur, Punk-rock, was, wann, wo schoben sie mit Wucht und guter Laune weg. Sie brauchten keinen Referenzrahmen mehr.

Das Konzert in Bonn war mir fast surreal vorgekommen. Seitdem interessierten mich die Toten Hosen. Meinten die das ernst, waren die wirklich so? Oder war alles eine Show wie bei Ozzy Osbourne, der Plastikfledermäusen den Kopf abbiss? Gedanken eines Vierzehnjährigen.

Ein paar Monate später, noch immer das Jahr 1988, wartete ich an einem Dienstagabend vor dem Bühneneingang des Schauspielhauses in Bad Godesberg. Die Toten Hosen spielten damals in einer Theateradaption des Anthony-Burgess-Romans *A Clockwork Orange* mit: Sie mussten ja wohl irgendwann aus diesem Eingang herauskommen. Ich wollte wissen, ob man mit denen überhaupt normal reden kann, der Abgleich der Kunstfiguren mit den realen Menschen, ein gängiger naiver Popreflex.

Und nach einer Dreiviertelstunde tauchten Andi und Campino auf. Campino hatte seine Haare gefärbt, in einem Orangeton, und hielt eine grüne Bierdose in der Hand. Sie luden mich zu einer Pizza in der Godesberger Innenstadt ein. Wir tranken Bier. Man konnte ganz normal reden. So habe ich die Toten Hosen kennengelernt.

\* \* \*

Nun, im Oktober 2013, würde es also die letzten beiden richtigen Tote-Hosen-Konzerte geben für wer weiß wie lange. Beide Abende waren seit Monaten ausverkauft, 45300 Tickets für jeden Auftritt. Damit hatten die Toten Hosen auf dieser Tour vor rund 1,1 Millionen Menschen gespielt, was in Deutschland noch keine Band geschafft hat. Viele Millionen Euro hatten sie auf diese Weise umgesetzt, aber da die Toten Hosen ihre Konzerte komplett selbst veranstalteten – oder besser: weil ihnen die Agentur gehört, die die Konzerte ausrichtet –,

müssen am Ende von den Einnahmen die Kosten abgezogen werden, für mehr als hundert Leute, die Tag für Tag arbeiteten, auf und hinter der Bühne, damit die Anlage funktionierte, die Security, die Trucks, die Nightliner genannten Schlafwagenbusse, die gemieteten Hallen, die Hotels, das Essen.

Der Moment, wenn man in der Garderobe ankommt, ist immer heikel, nie weiß man, ob man eigentlich stört (wahrscheinlich schon), ob die Band nur zu höflich ist, um einen rauszuschmeißen. Bevor ich auch nur meine Jacke ablegen konnte, hatten Andi oder Campino bereits gefragt, ob ich etwas trinken wolle. Ich bejahte, bis mir einfiel, dass von der Band vor der Show keiner einen Schluck Alkohol trinkt und man dann nur blöd allein mit seiner Flasche Bier herumsteht. Die meisten Bands auf diesem allerhöchsten professionellen Rockniveau lassen niemanden in ihre Garderobe, außer dem Tourmanager, dem Physiotherapeuten und, vielleicht, wenn es sich um eine jüngere Band handelt, dem Drogendealer. Wie ich die Toten Hosen jetzt dort sitzen sah, erschien es aufs Neue unwahrscheinlich, dass sich ausgerechnet diese fünf völlig unterschiedlichen Typen zusammengefunden und sich bis heute nicht zerstritten hatten.

Da saß Michael Breitkopf, genannt Breiti, an diesem Abend neunundvierzig Jahre alt, Rhythmusgitarrist mit dem unerschütterlich coolen Aussehen eines Kabelfernsehtechnikers. Schon seit Stunden hatte er nichts mehr gegessen, weil er sich sonst beim Auftritt träge fühlen würde. Auf den ersten Blick war es schon sehr erstaunlich, dass Breiti sich in diese Band verirrt hat, nur einmal in seinem Leben hat er sich die Haare gefärbt (blond), das war Mitte der achtziger Jahre gewesen, danach nie wieder. Er gilt als der Korrekte, der Analytische. Wann immer man Campino oder Andi nach einer Jahreszahl oder einem Detail aus der Vergangenheit fragt, bekommt man die Antwort: «Keine Ahnung, da musst du Breiti fragen.» Breitis kritische Blicke sind gefürchtet, seine Ernsthaftigkeit irritiert die anderen manchmal. Jahrelang war er fast am Verzweifeln, weil Campino stets zu spät



kommt, er glaubt, dass er ein paar Wochen seines Lebens mit Warten auf ihn verschwendet hat; er hat versucht, ihn zu erziehen, aber es inzwischen aufgegeben. Breiti ist die Spezialkraft für die politischen Fragen, die die Band beschäftigt: Unterschriftensammlungen für Pro Asyl, Zusammenarbeit mit Oxfam, Antirassismus-Kampagnen, all das politisch Korrekte, das den Toten Hosen manchmal vorgeworfen wird: Das ist Breitis Welt (und er macht sich viele Gedanken darüber, wie es für eine Rockband möglich ist, sich politisch und gesellschaftlich zu engagieren, ohne dass es unglaublich, peinlich oder uncool wirkt – was immer eine große Gefahr ist). Aus seiner Tasche schaut gewöhnlich eine *Süddeutsche Zeitung* heraus. Er ist ein sehr präziser Rhythmusgitarist, sagen die anderen über ihn, aber mit Schwächen im Chorgesang, und Melodien fallen ihm eher selten ein. In diesem Moment übte Breiti auf der Gitarre noch ein paar Stellen, bei denen er sich heute Abend auf keinen Fall verspielen wollte.

Ihm gegenüber, auf dem Sofa, hatte sich Andreas von Holst niedergelassen, genannt Kuddel, ebenfalls neunundvierzig, Leadgitarrist. Wegen Kuddel hätte sich die Band einmal fast aufgelöst. Er hatte den Überblick verloren über die Mengen Alkohol, die er trank, die Mengen Kokain, die er schnupfte, und die Mengen Fünfmarkstücke, die er in Spielautomaten warf. Ohne Kuddel jedoch wäre es mit der Band nicht weitergegangen: Er ist der einzige prädestinierte Musiker von den fünf, er sagt, er könne nichts anderes als Musik, er wisse nicht, was aus ihm geworden wäre ohne die Band.

Ein zweites Mal erschütterte er das Gleichgewicht der Band, als er es sich erlaubte, mit siebenundzwanzig Vater zu werden. Da hatte die Band gerade ihr erstes Nummer-1-Album gehabt, man steckte tief im Sog aus Drogen, Verantwortungslosigkeit und Erfolgswahn, und ausgerechnet da wollte einer Vater werden? Heute hat Kuddel zwei erwachsene Kinder, wohnt zurückgezogen in der Eifel, und auf die Finger der linken Hand hat er sich den Namen seiner Frau tätowieren lassen.

Andreas Meurer, genannt Andi, einundfünfzig, Bassist, kam gerade von einem Tischtennismatch zurück in die Garderobe. Er hatte gegen Gerd gespielt, den Busfahrer, die Band geht nie ohne eigene Tischtennisplatte auf Tour. Als die Toten Hosen gegründet wurden, hatte er noch nie ein Instrument in der Hand gehalten. Er nahm sich den Bass, das schien am einfachsten. Von den vier Saiten schraubte er erst einmal zwei ab, da er sie im Verdacht hatte, sich seinen Fähigkeiten in den Weg zu stellen. Es ist nicht unbedingt seine Virtuosität am Instrument, die ihn für die Band unverzichtbar macht: Der Botschafter der Band, der nach außen Campino ist, heißt nach innen Andi. Er ist ihr Verkehrsknotenpunkt, jederzeit ansprechbar für jeden, er kümmert sich um Verträge, Finanzen, Cover, Videos, er hat auf alles ein Auge. Wer wissen will, was sich bei den Toten Hosen gerade tut, sollte Andi fragen. Andi färbt seine Haare immer noch blond-orange und gelt sie nach oben zu Stacheln.

Auf dem Boden in der Garderobe lag Stephen Ritchie, genannt Vom, neunundvierzig. Auf Englisch riss er Witze über die anderen, spielte auf dem iPad das Computerspiel Angry Birds. Vom ist erst 1999 zu den Toten Hosen gestoßen. Er ist ihr dritter Schlagzeuger, hat vorher in ziemlich vielen englischen Punkbands gespielt, aber auch bei den Neo-Glamrockern Doctor & the Medics, mit denen er 1986 den Nummer-1-Hit «Spirit in the Sky» hatte. Als ein volles Mitglied der Toten Hosen ist er aber nicht – anders als die vier Gründungsmitglieder – an den Umsätzen der Band beteiligt, sondern bekommt ein Gehalt. Er ist nah dran, aber eben doch nicht Teil jener verschworenen Gruppe, die die anderen bilden. Den Eigenheiten, die eine solche Gruppe zwangsläufig entwickelt, begegnet Vom mit Spott und Ironie. Er ist nicht besonders groß und nicht besonders kräftig, seine Züge sind weich. Wenn man ihn von weitem sieht, hält man ihn für wesentlich jünger, als er tatsächlich ist.

Campino selbst, in Wirklichkeit Andreas Frege, einundfünfzig, war schon nicht mehr in der Garderobe zu sehen. Er verbringt vor jedem

Auftritt viel Zeit beim Physiotherapeuten, lässt sich massieren und macht Aufwärmübungen. Auf ihm lastet die größte Verantwortung. Er ist der Frontmann, nur er. Es gibt Bands, die haben mehrere Frontmänner, die Beatles hatten vier, die Stones haben immerhin zwei, die Toten Hosen haben Campino. Er muss fast drei Stunden über die Bühne sprinten und dabei schreien. Wenn ihm die Stimme wegbricht, wird Kuddel einspringen; wenn ihm die Kraft, die Laune oder die Inspiration wegbrechen, wird man das merken. Deswegen verzeihen ihm die anderen, wenn er mal launisch, unzuverlässig, ungeduldig oder verletzend ist. Auf diese Tournee hatte Campino sich monatelang mit mehreren Stunden Sport am Tag vorbereitet.

Der englische Konzertfilmregisseur Paul Dugdale war für das Wochenende mit zwanzig Kameraleuten aus London angereist und sollte die beiden letzten Auftritte filmen. Sonst arbeitet Dugdale für Coldplay und die Rolling Stones, die er bei ihrem Hyde-Park-Konzert 2013 erstaunlich vital hat wirken lassen. Das hatte Campino Hoffnung gegeben. Wenn Dugdale selbst die auf die achtzig zugehenden Stones hatte spritzig aussehen lassen, dann würde ihm das ja vielleicht auch mit einem verletzten Campino gelingen. Seit Wochen machte sich Campino Gedanken: Was ist, wenn das Knie durchknallt? Es war geschwollen. Die Achillessehne angerissen. Die Stimmbänder eh immer am Anschlag. Er hatte versucht, den Filmemacher zu überreden, ihn schon am ersten Abend komplett abzufilmen, dann hätte man die Bilder im Kasten, falls das Knie nicht hielt. Aber das ging nicht.

Also hatte Florian Cordes, der Physiotherapeut der Band, seit Jahren auf jeder Tour dabei, das Quick-Change-Zelt, in dem man sich während der Auftritte umkleiden, abtrocknen und erfrischen konnte, in ein halbes Lazarett verwandelt, um im Notfall Erste Hilfe leisten zu können. Eine Trage war aufgebaut, Verbände und Schmerzmittel waren bereitgestellt. Auch Peter Schäferhoff, Mannschaftsarzt des 1. FC Köln und der Kölner Haie, war hinter der Bühne zu sehen. Er

hatte Campino schon mehrmals operiert, und er würde ihn bald wieder operieren müssen.

Auch die komplette Mannschaft von Fortuna Düsseldorf war erschienen, aus dem Gewusel der Menschen hier hinter der Bühne stachen sie in ihren Profifußballer-Outfits hervor. Wie immer hatten die Toten Hosen die Spieler eingeladen. Sie sind Familie. Und nie hört sich «Tage wie diese» in einem Fußballstadion richtiger an als bei ihrem Club, den die Toten Hosen in einer Mischung aus Treue und Verbohrtheit seit Jahrzehnten unterstützen (von 2001 bis 2003 trugen die Spieler sogar das Bandemblem, einen Totenkopf, auf ihren Trikots, nachdem die Toten Hosen den Verein durch eine Finanzspritze von einer Million Mark vor dem Konkurs gerettet hatten). Am Vorabend des entscheidenden Relegationsspiels im Mai 2012 war die Band sogar zu den Spielern ins Hotel gefahren und hatte dort nur für sie «Tage wie diese» gespielt. Am nächsten Tag gewann Düsseldorf gegen Hertha BSC, stieg in die Bundesliga auf, und die Spieler sangen das Tote-Hosen-Lied die ganze Nacht.

In der Garderobe stand auch Kiki Ressler, neunundvierzig Jahre alt, an dessen Hals sich furchterregende Tätowierungen hochwinden, und redete, wie so oft, vom Theater, von Herbert Fritschs grandios inszeniertem Stück *Murmel Murmel* in der Berliner Volksbühne. Ressler, ein ehemaliger Punk, der mit sechzehn von zu Hause in Ostwestfalen ausriss und im Berliner Club SO36 bei einem der ersten Tote-Hosen-Konzerte überhaupt an der Kasse saß, leitet heute die Veranstaltungsfirma, genannt Kikis Kleiner Tourneeservice.

Durch die Gänge rannte, ein Walkie-Talkie in der Hand, Patrick Orth, Geschäftsführer von Jochens Kleiner Plattenfirma, der Mann, der sich bei den Toten Hosen ums Tagesgeschäft kümmert, obwohl er mit seinem rasierten Schädel und dem langen ZZ-Top-Bart eher aussieht wie der Manager einer kalifornischen Hardcore-Band. Von Patrick ist zu lernen, wie viele unsichtbare Probleme es bei einer

solchen Rockgiganten-Operation gibt, Probleme, die es von der Band fernzuhalten gilt.

Und am Ende eines Gangs, vertieft in ein Gespräch mit dem gerade neu ernannten WDR-Intendanten Tom Buhrow, lehnte, das Rauchverbot im Stadion lustvoll ignorierend, Jochen Hülder, sechsfundfünfzig, Spiritus Rector und Manager der Band, der mit einer Mischung aus Spinnerei, Chuzpe und solidem Ruhrgebiets-Entrepreneurship die Band in den Anfangsjahren wirtschaftlich über Wasser gehalten, auf Kurs gebracht und schließlich hochprofitabel gemacht hat. In Düsseldorf wirkte es zeitweise so, als hätte Hülder seine Finger überall drin: Clubs, Restaurants, Stadtzeitschriften oder selbst wenn es darum ging, eine Plakatierungsfirma ins Leben zu rufen. Wahrscheinlich ist das der Grund dafür, dass man in der deutschen Musikindustrie immer wieder auf Leute trifft, die bei der Nennung des Namens Hülder entweder ehrfürchtig erstarren oder einen schmerzvollen Gesichtsausdruck bekommen. Wie den vier Gründungsmitgliedern gehört ihm ein Fünftel des Geschäfts an den Toten Hosen.

\* \* \*

An diesem Abend kam noch etwas zu der normalen Betriebsamkeit hinzu, eine merkwürdige Mischung aus Glückseligkeit und Erleichterung, aber auch eine gewisse Trauer. An diesem Abend endeten offiziell die letzten anderthalb Jahre, die vielleicht unglaublichsten der Bandgeschichte: Nummer-1-Album, Nummer-1-Single, und jetzt warteten da draußen 45300 Menschen. Die letzten anderthalb Jahre hatten der Band wieder eine Perspektive gegeben; nachdem schon eine Exit-Strategie in der Schublade gelegen hatte, wie sie sich Schritt für Schritt würdig würde zurückziehen können, war jetzt vorstellbar, dass man das hier vielleicht doch machen kann, bis man sechzig ist.

Erleichterung deshalb, weil man die Tour geschafft, sie körperlich durchgestanden hatte. Man würde wieder Zeit haben, die Kinder zu

sehen, zum Arzt zu gehen, die Waschmaschine reparieren zu lassen.

Andererseits Abschiedsschmerz und all das, was immer auch Angst macht: Die ersten Tage nach einer Tour sind komisch. Das Rockstar-Ich schrumpft und schrumpft, und nach einigen Wochen geht man zum Milchholen in Düsseldorf-Derendorf und kann sich unmöglich noch vorstellen, wie man das gemacht hat: Rockstar sein. «Ich wüsste jetzt nicht mehr, wie das geht, da rauszugehen auf so eine Bühne. Ich weiß nicht, wie ich das gemacht habe», sagte Campino drei Monate nach jenem Abend, als wir inmitten eines Haufens frisch gewaschener, ungefalteter Wäsche müde bei ihm im Wohnzimmer saßen und mit einem Glas Rotwein einen Roger-Moore-James-Bond guckten.

\* \* \*

Ein paar Minuten vor dem Auftritt beginnt ein merkwürdiges Ritual. Andi, Breiti, Campino, Kuddel und Vom laufen gebückt hintereinander im Kreis, hauen ihrem Vordermann auf die Schulter. Dann macht die Schlange halt. Andi raunt ein, zwei Sätze mit seiner tiefen Stimme, es wird durchgezählt, jeder flüstert eine Nummer, man versteht sie kaum. Plötzlich ein lautes «Hey!». Wieder von vorn. Da toben 45 000 im Stadion, warten auf die Hosen – und die vollführen ein Stammesritual?

Draußen läuft schon «You'll Never Walk Alone», die Liverpool-Hymne, danach kommt das Intro für das Konzert, eine Minute noch.

Andi, Breiti, Campino, Kuddel und Vom stehen hinter dem Vorhang, lauschen: Wie ist die Stimmung? Singen alle mit? Die Toten Hosen lassen ihre Fans nicht warten, sie beginnen immer um Punkt neun mit ihrem Konzert, sie sind eine pünktliche Band. Auch wichtig: auf die Bühne rennen, nicht schlendern.

Dann läuft Breiti los.

Er kann die 45 000 schon sehen. Jubelgeschrei wie ein Düsenjet. Bloß nicht nachdenken. Die ersten Akkorde von «Ballast der Repu-

blik». Das Adrenalin strömt aus, alles läuft schneller, man registriert jedes Detail im Publikum. Wie sind die Leute drauf, wie kommt der Sound an, wie ist er auf der Bühne? Passen Gefühl, Bewegung und Spiel zusammen, stimmt das Tuning von der Gitarre? Gleich auf die Akzente in der Strophe von «Ballast der Republik» achten, alles muss auf dem Punkt sitzen.

Aber Kuddel – was macht Kuddel da? Er steht noch immer hinter der Bühne, Rory, sein Gitarrenroadie, hat ihm gerade die Gibson Les Paul umgehängt. Renn los, Alter! Kuddel bleibt jedoch unbeweglich stehen. Er schließt die Augen. Wird ihm schummrig? Zehn Sekunden, zwanzig Sekunden, komm! Er atmet langsam ein und aus, in seinem Kopf spielt er den Gig an. Jetzt. Vom, die Haare rot und schwarz, hinter seinem Schlagzeug, sieht aus wie ein Derwisch. Seine Arme fliegen hoch und runter, als zöge sie ein Puppenspieler an Fäden.

Niemand beherrscht es wie Andi Meurer, mit seinem Instrument, den Fuß aufstampfend, quer über die Bühne zu fegen, vielleicht wird er sich später wieder, das Instrument in die Luft haltend, rücklings ins Publikum werfen.

Campino kommt als Letzter. Er sprintet förmlich in die ersten Akkorde hinein, versucht, irgendetwas da draußen zu fokussieren, Freude über die lachenden Gesichter. Gesichter, so weit er sehen kann. Jetzt versuchen, schon beim Laufen voll durchzuziehen, alles zu geben. Von A bis Z. Wo ist der Blechhase? Er denkt an ein Windhundrennen. Wenn der Blechhase auf seiner Schiene rausschießt, die Schranke hochgeht und die Hunde hinterherhetzen. Wie sie möchte er sein.

Das erste Stück ist geschafft. In Breitis Kopf herrscht immer noch Terror: der Anfang von «Altes Fieber». Alle Arme oben, ein unglaubliches Bild, kalt läuft es einem den Rücken herunter, nicht ablenken lassen, die Töne in der Strophe sauber treffen, nicht zu laut, nicht zu leise, möglichst gleichmäßig. Bin ich fit? Bin ich heiser? Was macht die Narbe vom Muskelfaserriss, ist der rechte Unterarm noch überanstrengt, oder werde ich die schnellen Achtel bei «Bonnie & Clyde»

locker spielen können? Machen die Leute auf den Rängen schon mit, der dicke Typ da vorne, ist der aggro oder einfach nur gut drauf?

\* \* \*

Eine Show der Toten Hosen handelt, Abend für Abend, von der totalen körperlichen Verausgabung und von der Freude und Energie, die dadurch entstehen. Sie handelt davon, der Gleichförmigkeit des Lebens mit schierer Wucht entgegenzutreten. Sie ist eine Lektion in Hundertprozentigkeit und eine Ächtung der Halbherzigkeit.

Es gibt Leute, die sich heute erinnern, wie vor fünfundzwanzig Jahren, als die Toten Hosen nicht mehr als fünf Nicht-Musiker mit einer Idee und ungeheurer Vitalität waren, Campino in Düsseldorf herumliegend und überzeugt gewesen sei, sie würden die größte und lauteste deutsche Rockband werden.

Campino sagt, er könne sich daran nicht erinnern, er hält es sogar für ausgeschlossen, das je geglaubt zu haben. Im Nachhinein denken sich Menschen oft alles Mögliche aus, nur weil es eine schöne Erzählung ergibt.

Aber Erinnerungen sind, auch darum wird es in diesem Buch gehen, nur bedingt zuverlässig. Der norwegische Schriftsteller Karl-Ove Knausgaard schreibt in seinem gerade erschienenen gigantischen Erinnerungswerk *Leben*, das Gedächtnis sei «keine verlässliche Größe im Leben, aus dem einfachen Grund, dass für das Gedächtnis nicht die Wahrheit am wichtigsten ist».

Was immer Campino damals geglaubt hat – Tatsache ist, die Toten Hosen wurden die größte deutsche Rockband. Und sie haben das Gefühl, dass sie das verpflichtet.

So ist die Show ein Versprechen, dass sich fünf Männer durch Selbstüberwindung und Disziplin knapp drei Stunden lang für jeden einzelnen Zuschauer zerreißen. Die Zuschauer erwarten das auch. Sie danken es der Band mit Verehrung.